

Unser schönes Samland



**Samländischer Heimatbrief
der Kreise Fischhausen und Landkreis Königsberg/Pr.**

192. Folge

Winter 2011

IV/2011



Foto: Lunau

*Die Ostsee bei Cranz im Winterkleid
im kalten und schneereichen Januar 2010*

Inhaltsverzeichnis

Aktuelles

Liebe Samländerinnen und liebe Samländer	3
Liebe Landsleute aus dem Landkreis Königsberg	6
Festvortrag anlässlich der Wiedereröffnung der Samlandmuseums	7
Kreistreffen der Fischhausener in Pinneberg 2011	60

Aus den Ortsgemeinschaften

Cranz	11
Medenau	17
Pobethen	18
Germau, Polennen und Rothenen	19
Groß Kuhren	19
Gallgarben und Dogehnen	21
Groß Dirschkeim und Marscheiten	23
Pillau	28
Neukuhren	37
Rauschen	41
Moditten.....	48

Gedichte

Im Winter von Hannelore Patzelt-Hennig	12
Een Boot is noch buten von Arno Holz.....	35
Weihnachtserinnerungen von Erika Wetzel.....	47
Der Rollator von Ferdi Reugels.....	49
Peperkoke von Alfred Marquardt.....	83

So war es damals

Leben und Arbeiten als Ärztin in Königsberg	13
Das Ende einer glücklichen Kindheit	24
Palmnicker Geschichten: Bernsteindorf	68
Vorweihnachtszeit für Witwen und Waisen 1942	71
Winter 1945/46 in Sorgenau	72
Erinnerungen an Weihnachten in der Heimat	72
Weihnachtsfeier in Bludau 1936	76
Winterfreuden im Samland	77
Der Pojestieter Dorfteich	85
In Dankbarkeit	85
Pfefferkuchen	81
Weihnachten 1944 in Alabama	82

Reiseberichte

... auf den Spuren meines Vaters -	65
--	----

Das Samland heute

20 Jahre deutsch-russische Freundschaft	31
Notizen aus dem Samland	50
Entlang der Kurischen Nehrung - Teil 3 Von Sarkau nach Rossitten von Edgar Schumacher	51
Report aus Cranz/Selenogradsk IV/2011	56

Besinnliches und Heiteres

Ein kleines Vermächtnis	36
Die ostpreußischen Mädchen	84
Eine verlorene Liebe	78

Verschiedenes

Wo sind sie geblieben?	86
Bücher und Geschenke	87
Veranstaltungen	87
Glückwünsche	89
Geburtstage	94
Ein stilles Gedenken	107
Traueranzeigen	108
Spenden für das 3. Quartal 2011	109
Impressum	115



— Liebe Samländerinnen und liebe Samländer! —

Wenn dieses Heft erscheint, steht Weihnachten schon wieder vor der Tür. Ob wir wohl wieder so einen schneereichen Winter zu erwarten haben? Zum Glück haben die Menschen in dieser verrückten Zeit darauf noch keinen Einfluss.

Bedanken möchten wir uns bei allen Besuchern unseres Kreistreffens, die zahlreich erschienen waren und damit ganz wesentlich zur guten Stimmung beitrugen. Besonders am Sonnabend

wurden alle unseren Erwartungen übertroffen. Zur Wiedereröffnung unseres Museums platzte das alte Bürgerhaus aus allen Nähten. Etliche Ehrengäste und auch viele Samländerinnen und Samländer wollten sich dieses Ereignis nicht entgehen lassen. Unser Dank geht auch an all jene, die diese umfangreiche Veranstaltung erst möglich gemacht haben.

An dieser Stelle sei Wilhelm Tuschetzki noch einmal besonders gedankt, der außergewöhnliche und wertvolle

Exponate aus Bernstein sowie ausgewählte ostpreußische Trachten für eine Sonderausstellung zur Verfügung gestellt hat und die Einrichtung der Vitrinen liebevoll persönlich gestaltet hat. Jeder, der diese Ausstellung nicht besuchen konnte, hat etwas verpasst. Wilhelm Tuschewitzki hat uns freundlicherweise seine Exponate noch für einen längeren Zeitraum zur Verfügung gestellt als ursprünglich geplant. Wir können allen Samländern nur empfehlen, diese Gelegenheit wahrzunehmen und unser Samlandmuseum zu besuchen, um sich diese besondere Ausstellung anzusehen.

Leider hatten wir als Vorstand gerade bei diesem Treffen viel zu wenig Zeit für unsere Besucher. Das umfangreiche Programm und eine Einladung des Kreises Pinneberg anlässlich des Jubiläums der Patenschaft verhinderten viele Gespräche und das gemütliche Beisammensein, was wir sehr bedauern. Besonders am Sonntag hätten wir uns gerne mehr unseren Mitgliedern gewidmet.

Kreispräsident Burkhard E. Tiemann überraschte uns bei seinen Grußworten während der Feierstunde damit, dass der Kreis Pinneberg uns aus Anlass des 60-jährigen Patenschaftsjubiläums einen einmaligen Zuschuss in Höhe von 1.000 Euro gewährt. Wir sind dem Kreis Pinneberg sehr dankbar für diesen „warmen Regen“, sind wir in der heutigen Zeit doch mehr denn je auf jeden Cent angewiesen.

Gleichwohl müssen wir Sie, liebe Samländerinnen und Samländer, sehr darum bitten, auf keinen Fall ihre Spende für

unsere gemeinsame Sache zu vergessen. Wir gehen schweren Zeiten entgegen, denn die Einnahmen für unsere satzungsmäßigen Ziele und Aufgaben sind altersbedingt rückläufig. Wir werden uns entscheiden müssen, was wir in der Zukunft als Kreisgemeinschaften noch leisten wollen und was wir noch leisten können. Aus diesem Grund planen wir für den 14. bis 15. April 2012 im Ostheim in Bad Pyrmont eine Tagung zum Thema „Zukunft der Kreisgemeinschaft Fischhausen“, zu der alle herzlich eingeladen sind, die sich von diesem Thema angesprochen fühlen. Mehr darüber auf der folgenden Seite.

Auch im nächsten Jahr steht wieder ein Jubiläum bevor. Am 8. Februar 1972 fand der Umzug der damaligen Heimattube in das Bürgerhaus am Fahltskamp 30 statt. In den vergangenen 40 Jahren haben viele engagierte Menschen dazu beigetragen, dieses Kleinod über diesen langen Zeitraum zu gestalten und zu bewahren. Ihnen allen gilt unser Dank.

Danken möchten wir im Jahresrückblick auch unseren unermüdlichen Ortsvertretern, die sich alle in vorbildlicher Weise für ihre Ortsgemeinschaften einsetzen. Ohne diese Arbeit hätte die Kreisgemeinschaft Fischhausen nicht die nötige Grundlage und den Rückhalt gehabt, um seit über 60 Jahren eine lebendige Gemeinschaft zu sein. Dass sich ehrenamtliche Arbeit lohnt, zeigt das Beispiel unseres Neukuhrener Ortsvertreters Dieter Weiß, dem kürzlich für sein ehrenamtliches Engagement der Bundesverdienstorden verliehen wurde. Wir gratulieren von Herzen für diese verdiente Auszeichnung.

Wir wünschen Ihnen und Ihren Angehörigen eine ruhige und besinnliche Adventszeit, ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr und – bleiben Sie gesund.

Wolfgang Sopha
- Kreisvorsitzender –

Klaus A. Lunau
- Stellvertretender Vorsitzender –

Monika Ziegler
- Schatzmeisterin -

Einladung zur Tagung „Zukunft der samländischen Heimatkreisgemeinschaften“

Nicht nur wir, auch alle anderen ostpreußischen Kreisgemeinschaften stehen zurzeit vor der Frage: Was können und wollen wir als Heimatvereine bei rückläufigen Mitgliederzahlen und abnehmenden finanziellen Mitteln in der den nächsten Jahren noch leisten? Aus diesem Grund haben wir beschlossen, eine Tagung zu den immer drängenderen Zukunftsfragen zu organisieren, denn viele gute Ideen kommen vor allem auch von vielen guten Köpfen.

Folgende Themen sind zurzeit geplant:

- Wie können wir sicherstellen, dass die samländische Kultur, das Vermächtnis der Erlebnisgeneration, für die Nachwelt erhalten bleibt?
- Welche Aufgaben und Ziele kann die Kreisgemeinschaft mit beschränkten Mitteln noch erreichen?
- Wie können wir Nachkommen unserer Samländer für diese Aufgaben gewinnen?
- Welche Möglichkeiten gibt es, die Finanzlage zu verbessern?

Die Tagung findet statt vom

14. bis 15. April 2012

im Ostheim - Jugendbildungs- und Tagungsstätte
Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont

Alle, die zu diesen Fragen etwas beitragen möchten, sich vielleicht auch angesprochen fühlen, in der Kreisgemeinschaft aktiv mitzuwirken, sind zu dieser Arbeitstagung herzlich eingeladen. Wenn Sie teilnehmen möchten, melden Sie sich bitte telefonisch in der Geschäftsstelle in Pinneberg, Tel. 04101 – 22 037 an. Wir bitten um rechtzeitige Anmeldung bis zum 15. Februar 2012, um unsere Planungen und Reservierungen mit der Teilnehmerzahl abstimmen zu können.

Wolfgang Sopha
Kreisgemeinschaft Fischhausen e.V.

— Liebe Landsleute aus dem Landkreis Königsberg —

In diesem September hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, an einem Treffen unseres heimatlichen Nachbarkreises in Pinneberg teilzunehmen. Da es sich um das Jubiläum „60 Jahre Patenschaft des Kreises Pinneberg“ handelte, war es sicher eine besondere Veranstaltung. Um es mit einem Wort zu sagen: Es war ein gelungenes Geburtstagsfest. Sowohl die Räumlichkeiten, als auch Ablauf und vor allem die agierenden Persönlichkeiten waren bestens ausgewählt.

Dass das Samlandmuseum gerade zum richtigen Zeitpunkt wiedereröffnet werden konnte, war sicher ein Glücksfall und auch die Ansprache von Dr. Mähner, dem Direktor des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg. Es ist ein geradezu anheimelndes Museum, in dem man gern auf heimatliche Spurensuche geht. Dazu kam noch die schöne Bernsteinausstellung von Herrn Tuschewitzki, an der man sich erfreute und die noch, wie ich hörte, einige Zeit in Pinneberg zu sehen sein wird. Ich fand es auch gelungen, dass die Programmpunkte sehr unterschiedlicher Natur waren. Ein Shanty-Chor brachte muntere Einlagen und der jedem Ostpreußen bekannte Arno Surminski trug Heiteres und sehr Nachdenkliches vor.

Am nächsten Tag beeindruckte die Feierstunde die Anwesenden. Herr Sopha, der Kreisvertreter des Heimatkreises Fischhausen, hielt eine hoffnungsvolle Ansprache, was Gegenwart und nahe Zukunft der Kreisgemeinschaft angeht. Von den Vertretern der Politik kamen geradezu liebevolle und anerkennende Ausführungen und sogar noch eine freundliche Geldspende.

Und so konnten alle Teilnehmer bereichert wieder nach Hause fahren und hoffen, dass es dem Kreis gelingen möge, weiterhin eine so lebendige Gemeinschaft zu bleiben. Was mich als Vertreterin des Nachbarkreises angeht, so spreche ich den vielen Fischhausenern, die am Zustandekommen des Jubiläumstreffens der 60-jährigen Patenschaft mit dem Kreis Pinneberg meine Anerkennung aus und danke für die freundliche Einladung. Ich habe mich bei Ihnen, liebe Fischhausener, sehr wohl gefühlt.

Liebe Heimatfreunde, wenn dieser Samlandbrief Sie erreicht, hat schon die schönste, aber auch turbulenteste Zeit des Jahres begonnen. Anfang des nächsten Jahres werden es 65 Jahre her sein, dass wir unsere Heimat verlassen mussten. Trotzdem werden unsere Gedanken besonders Weihnachten und Neujahr so manches Mal nach Ostpreußen zurückwandern. Auch wenn heute dort längst andere Menschen leben und ihre Heimat haben, bleiben wir unserer Heimat treu. Sie lebt in uns und in unserer Arbeit. Davon zeugen nicht zuletzt die vielen Treffen, die Besuche in der alten Heimat und schließlich auch vierteljährlich dieser Heimatbrief.

In diesem Sinne grüße ich Sie alle herzlich, wünsche Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes und zufriedenes neues Jahr.

Mit heimatlichen Grüßen
Ihre Gisela Broschei
- Kreisvertreterin Königsberg-Land -

Festvortrag anlässlich der Wiedereröffnung des Samlandmuseums in Pinneberg

von Dr. Joachim Mähnert

Sehr geehrter Herr Sopha, sehr geehrter Herr Landrat, sehr geehrte Ehrengäste, liebe Ostpreußen, meine Damen, meine Herren,

wer das große Geschenk genießen darf, sich mit Kultur und Geschichte alltäglich und hauptberuflich zu beschäftigen, der muss wohl nicht extra betonen, welche eine Freude es ihm grundsätzlich bereitet, eine Kultureinrichtung zu eröffnen zu dürfen. Mehr noch: Eine durch Brand schwer beschädigte ostpreußische Heimatstube noch im Jahr 2011 erfolgreich wiedereröffnen zu können, ist mir als Leiter des bedeutendsten Museums für Ostpreußen eine darüber noch weit hinausgehende Genugtuung. Und wenn mir an dieser Stelle erlaubt sei, auch noch eine persönliche Perspektive einfließen zu lassen, so ist angesichts der Tatsache, dass hier ein Samlandmuseum im Mittelpunkt steht, für mich dieses Moment auch privat von Wert, da meine Mutter eine gebürtige Samländerin ist.

Sie sehen mich also erfreut und begeistert, dass Ihre Kreisgemeinschaft über ausreichend Kraft und Willen verfügte, nach der schweren Brandkatastrophe wieder neu anzufangen. Ein Museumsbrand ist mit das Schlimmste, das unser- eins treffen kann. Museumsstücke sind in der Regel unersetzlich und einzigartig, und dies trifft auf Sammlungen der verlorenen Ostgebiete doppelt zu. Um so erfreulicher also, dass wir heute eine Wiedereröffnung nach nur zwei Jahren feiern können.

Die meisten von Ihnen werden vielleicht wissen, dass vor vielen Jahren auch das Ostpreußische Landesmuseum, damals noch das Ostpreußische Jagd- und Forstmuseum, schon ein Jahr nach seiner Eröffnung 1959 dem Anschlag des Lüneburger Feuerufels als eines von sieben historischen Baulichkeiten zum Opfer fiel. Damals verbrannte tatsächlich und anders als in Ihrem Falle nahezu die gesamte Sammlung, und entsprechend dauerte es über fünf Jahre, bis eine Wiedereröffnung möglich war.

Damals, vor fast 50 Jahren, war es noch sehr viel selbstverständlicher, nach einer Brandkatastrophe wieder neu anzufangen. Die heimatverbundenen Ostpreußen waren noch zahlreich, zählten in die Million. Heute nun ist die Erlebnisgeneration naturgemäß auf einen Bruchteil zusammengeschrumpft. Und dennoch – Sie haben gezeigt, dass eine Heimatstube auch heute noch ihre Berechtigung hat.

Letzten Freitag durfte ich der Wiedereröffnung der Goldaper Heimatstube in Stade beiwohnen. Innerhalb nur einer Woche haben sich hier in Norddeutschland zwei Heimatstuben neu aufgestellt – ein beeindruckendes und selbstbewusstes Manifest der Vitalität ostpreußischer Identifikation. Sie, die KG Fischhausen, können also mit aller Berechtigung stolz auf Ihre Leistung sein, und mein Respekt, meine Anerkennung und Hochachtung gilt allen daran Beteiligten.

Die Unterstützung Ihres Patenkreises Pinneberg, zeigt, dass dies auch auf kommunalpolitischer Ebene so gesehen wird. Wir haben heute Anlass, auf 60 Jahre treue Patenschaft des Kreises zurückzublicken – die älteste der Bundesrepublik. Dies kann und muss herausgestellt werden, denn leider ist dies heutzutage alles andere als selbstverständlich. Für 60 Jahre treue Unterstützung ihrer ostpreußischen „Patenkinder“, Herr Landrat, möchte ich Ihnen also meinen herzlichen und ausdrücklichen Dank aussprechen!

Denn Heimatstuben sind auch im Jahr 2011 wichtig. Nur dank Einrichtungen wie der Ihrigen lässt sich bundesweit ein einigermaßen enges Netz von ostpreußischen Kultureinrichtungen aufrechterhalten. Mit ihnen wird in ganz Deutschland die Erinnerung wach gehalten an Ostpreußen, natürlich auch an Flucht und Vertreibung sowie an die zunächst sehr schweren Zeiten nach dem Krieg. Nicht vergessen werden darf, wie erfolgreich gerade Sie, die Heimatlosen, sich in die junge Bundesrepublik eingebracht haben und so eine tragende Säule unseres heutigen Wohlstandes, kulturellen Reichtums und politischer Stabilität wurden.

Dabei war der Preis, den Sie mit Ihrer erfolgreichen Integration zu zahlen hatten, eine Art zweiter Verlust Ihrer Heimat: Eine spezifisch ostpreußische Lebensart, also Mundart, Brauchtum, Sitte und Kultur, konnte nicht an die

nachfolgenden Generationen weitergegeben werden, sie stirbt wohl leider unrettbar aus. Schlimmer noch: Weite Teile der Gesellschaft haben sich heute von Kultur und Geschichte der verlorenen Ostgebiete in einem kaum vorstellbaren Maß distanziert.

Es drängt sich daher die Frage auf: Ostpreußen, quo vadis? Was wird von Ostpreußen bleiben, wenn Sie, die Erlebnisgeneration, nicht mehr die Fackel hoch halten werden?

Nun, in die Zukunft sehen können wir alle nicht. Das Verschwinden regionaler Identifikation ist heute, in einer „globalisierten“ Welt, ein normaler, bundesweiter Trend, der nicht nur Ostpreußen, sondern ebenso auch die Bayern, Niedersachsen und Schleswig-Holsteiner betrifft. Die Ostpreußen selbst kennen diesen Vorgang aus ihrer eigenen Geschichte, denn im immer wieder durch Krieg oder Pest entvölkerten Landstrichen haben die unterschiedlichsten Neusiedler, die Salzburger ebenso wie die Mennoniten, Kaufleute aus Schottland oder Bauern aus Polen, viel von ihrer Herkunft aufgenommen und sind mit der Zeit Preußen, Ostpreußen geworden.

Das muss, das darf aber nicht Vergessen oder Bedeutungslosigkeit der einstigen Herkunft heißen. Der Reichtum Ostpreußens steckt nicht nur in seiner heute noch begeisternden Landschaft oder im

Redaktionsschluss für Folge 193 ist der 10. Januar 2012

berühmten Bernstein, nein, er umfasst eine faszinierende Geschichte, bedeutende Menschen und eine großartige Kultur. Dieses „nachhaltige“ Kapital kann und muss wiederum bewahrt werden. Hierfür steht das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg. Gemeinsam mit dem Archiv in Ellingen stehen wir, beide unter dem Dach der Ostpreußischen Kulturstiftung, für die große Aufgabe bereit, für Ostpreußen eine dauerhafte Zukunft sicherzustellen.

Dies betrifft zum einen natürlich die Heimatstuben. Wo noch gestaltende Kraft vorliegt, wie bei Ihnen, gilt es, sie so lange wie möglich am Standort zu erhalten. Wo sie aber nicht mehr zu halten sind, wo ihre Sammlungen in Gefahr sind, stehen Ellingen als Archiv und wir für das dingliche Kulturgut im Rahmen unserer Möglichkeiten bereit.

Anders als andere bewährte Kooperationspartner, etwa kommunale Museen, können wir Ihnen versichern, dass bei uns Ostpreußen im Mittelpunkt steht.

Gewiss, früher galten Museen als verstaubt und das darin Ausgestellte als tot und langweilig, gerade für junge Menschen oft abschreckend. Bedeutet eine Musealisierung Ostpreußens, dass dieses nun dem Tode nahe ist? Im Gegenteil!!

Museen haben heute den Anspruch, Orte der Kommunikation zu sein, Erlebnisräume zu schaffen, ein Museumsbesuch soll fesseln, soll einen bleibenden Mehrwert generieren. Museen werben für ihre Thematik, sie wollen Aufgeschlossenheit sicherstellen und Vorurteile abbauen (und Sie wissen am Besten, wie viel dazu in der Vertrieben-

enthematik angesichts zahlreicher medialer Erregungszustände noch zu tun ist).

Museumsarbeit muss heutzutage, will sie erfolgreich sein, voller Leben sein, sich auf die Eigenarten kommender Generationen einlassen. Das tun wir auch. Das Ostpreußische Landesmuseum strotzt vor Lebendigkeit mit seinen über 60 Veranstaltungen jährlich, Vorträge, Lesungen, Konzerte. Viele 1000 Kinder und Jugendliche besuchen uns zu den unterschiedlichsten Themen und bis zu 10 Wechselausstellungen pro Jahr locken auch den, der meint, alles schon gesehen zu haben.

Zudem werden wir uns jetzt dank einiger Millionen von Bund und Land Niedersachsen erweitern. Wir erhalten dringend benötigte neue Depot- und Ausstellungsflächen, wir erhalten wichtige Funktionsräume wie ein Café, einen großen Museumsladen usw.

Endlich können wir unsere Dauerausstellung modernisieren und alles so anpassen, dass nicht nur die Erlebnis- und Bekenntnisgeneration mit ihrem Vorwissen, sondern auch noch völlig unbeleckte, aber interessierte Menschen unsere Ausstellung verstehen und sich am Thema begeistern können.

Natürlich wird auch der europäische Gedanke ein großes Thema sein. Die aktuelle Schuldenkrise vieler europäischer Länder mahnt uns, wie fragil das bereits erreichte Gegläubte in Wirklichkeit noch ist. Ein friedliches Europa kann aber nicht allein auf ökonomische Fundamente gestellt werden, so wichtig diese unstrittig sind. Zum europäischen Gebäude kann nur der nachhaltig beitragen, der auch die Menschen zusammenbringt.

Sie wissen, das Ostpreußen hierfür wie kaum eine andere Region geeignet ist. Anders, als viele glauben, haben die Ostpreußen gerade nicht als kriegsflüchter so genannte Revanchisten gewirkt, sondern sind zu Tausenden in ihre alte Heimat gefahren, haben sich erinnert, die neuen Bewohner kennen gelernt, geholfen, wo es nötig war. Sie haben trotz 50 Jahre Eisernem Vorhang, anders als die übrige westdeutsche Gesellschaft den Osten eben nicht aus dem Blick verloren. Nicht ohne Grund sind Kultur und Geschichte der Deutschen in den ehemaligen Ostgebieten besonders geeignet für Brückenschläge zwischen nationalem kulturellem Selbstverständnis und einem gesamteuropäischen Bewusstsein.

Auch wir im Ostpreußischen Landesmuseum pflegen einen intensiven Kulturaustausch mit den heutigen Kultureinrichtungen in Ostpreußen. Wir zeigen dort unsere Ausstellungen und unsere Sicht auf die Dinge, in Polen, Russland und Litauen und stoßen nicht etwa auf Ablehnung, sondern auf Interesse, vielfach auf Begeisterung.

Bei den rapide sinkenden Zahlen aktiver Ostpreußen heißt es Kräfte sammeln und zusammen halten. Noch sind die Ostpreußen stark genug, um die Weichen für die Zukunft richtig zu stellen.

Das Ostpreußische Landesmuseum ist die Einrichtung in Deutschland, die die Erinnerung an dieses Land wach halten wird und auch kommenden Generationen immer wieder das Besondere, das Einmalige vermitteln kann. Wie gut es diese Aufgabe erfüllen wird, hängt auch von Ihnen allen ab.

Ich würde mir wünschen, wenn die Ostpreußen sich ihres Museums mehr als bisher annehmen würden. Noch viel zu sehr arbeiten die verschiedenen ostpreußischen Initiativen isoliert jede für sich oder gar gegeneinander. So viele Spenden, so viele Erbschaften verrinnen in Projekte, die meiner Meinung nach teilweise zu sehr aus dem Moment leben, aber – anders als das Ostpreußische Landesmuseum – wahrscheinlich kaum eine Zukunft haben.

Nur durch eine Bündelung aller Kräfte und Ressourcen, Kulturaktive wie Privatleuten, werden wir die nicht geringe Aufgabe erfolgreich bewältigen, Ostpreußen wieder zu einem lebendigen, sympathieträchtigen und tagesaktuellen Thema unserer Kulturnation Deutschland werden zu lassen. Wenn Sie uns dabei unterstützen – mit Werbung, mit politischem Druck, mit Schenkungen, Spenden und Erbschaften, kann es gelingen.

**Die Geschäftsstelle ist wegen Urlaubs vom
19. Dezember 2011 bis 6. Januar 2012
geschlossen.**

— Meine lieben Cranzerinnen und liebe Cranzer, —
liebe Landsleute aus den Nachbarorten und Freunde von Cranz!



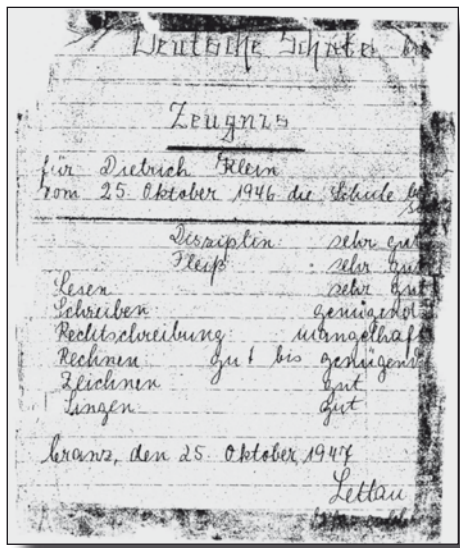
Nun haben wir auch das große Kreistreffen hinter uns gebracht und gehen langsam dem Weihnachtsfest und neuen Jahr entgegen. Wie doch die Zeit verrinnt!

Wir sahen ja eigentlich dem Heimattreffen mit gemischten Gefühlen entgegen, doch es sah – zumindest gemessen an den Besucherzahlen – weit besser aus als gedacht, wenn auch bei uns Cranzern sich der „Andrang“ in Grenzen hielt. Wir konnten zwar die Vorjahreszahl in etwa einhalten, doch haben sich die Reihen sehr gelichtet.

Natürlich hat sich die neue Raumaufteilung besonders bei uns sehr negativ ausgewirkt. So war es mir leider nicht möglich für unsere übliche „Dia-Show“ einen abgeschiedenen Raum zu ergattern. In dem großen Saal war ein ungestörtes Plachandern kaum möglich. Man saß auch leider zu weit auseinander und so kam die übliche vertraute „Cranz-Atmosphäre“ nicht auf. Durch die vielen Veranstaltungen – besonders am Sonntag – blieb mir leider zu wenig Zeit mich an den verschiedenen Tischen sehen zu lassen, wofür ich mich noch nachträglich entschuldigen möchte. Mit einer heute etwas ausführlicheren Berichterstattung in meinem „Report aus Cranz“ möchte ich versuchen, das wieder gutzumachen.

Zunächst habe ich wieder eine sehr wichtige Frage: Wer kennt/kannte Frau Lettau? Das abgebildete Zeugnis der „Deutschen Schule Cranz“ aus dem Jahr 1947 stellte mir unser Landsmann

Dietrich Klein zur Verfügung. Wer hat auch noch diese „Schule“ besucht? Wer kann dazu etwas sagen? Da Frau Lettau als „Klassenlehrerin“ unterschrieben hat gehe ich davon aus, dass es noch weite-



re Klassen gab? Da in allen mir bisher vorliegenden Berichten über die Zeit in Cranz nach 1945 keine Bemerkungen über eine Schule oder Schulunterricht zu finden sind, wäre es schon wichtig zu erfahren, ob diese Klasse von Frau Lettau eine Ausnahme war – also rufen Sie mich bitte an oder schreiben Sie mir, wenn Sie etwas zum Thema sagen können! Es ist schon für die Aufarbeitung der Geschichte von Cranz sehr wichtig, darüber etwas zu erfahren.

Bei einem erneuten Absuchen der Stellen im Wald, an denen zu unserer Zeit Aufbauten standen, habe ich beim

Waldhaus wiederum nur noch die Scherbe einer Tasse gefunden. Sonst erinnert nichts mehr an das schöne Schweizerhaus und Musikpavillon der Gaststätte Waldhaus.

Was wir aber neu entdeckt haben ist, dass kurz vor der Einfahrt zur Jägerschänke/Bismarckturm rechts der Straße in Fahrtrichtung Sarkau, ca. 15 m von der Straße entfernt im Wald, die Überreste einer Behausung im Blockhausstil darauf hinweisen, dass hier nach 1945 etwas gebaut wurde – aber was und von wem? Die hier zu findenden Scherben und Materialreste weisen darauf hin, dass es sich um eine Anlage aus der Nachkriegszeit handelt. Wer hat dort etwas gesehen oder darüber etwas gehört? Ich kenne dieses Waldstück sehr gut und weiß, dass vor 1945 dort nichts gestanden hat!

Mir wurden von einem russischen Bewohner ein Stapel Bilder, Briefe, Rechnungen etc. übergeben, die fast alle durch Wetter- und Brandeinflüsse stark beschädigt sind. Nach Auswertung – soweit möglich, da die Unterlagen

sehr stark verrottet sind – werde ich die Ergebnisse im nächsten Samlandbrief bekannt geben.

Unser Cranzche entwickelt sich so ganz allmählich wieder zu einem ansehnlichen Kurort. Der jetzige Bürgermeister ist bestrebt, das Ansehen des Ostsee- und Moorbad Cranz wiederherzustellen. Einzelheiten entnehmen Sie bitte meinem Report aus Cranz auf Seite 56.

Meine Frau und ich wünschen Ihnen und Ihren Angehörigen eine friedliche, erholsame Advents- und Weihnachtszeit. Bleiben Sie gesund und rutschen Sie gut ins neue Jahr.

Ihr/Euer Klaus A. Lunau
Bahnhofstr. 14
30853 Langenhagen
Tel. 0511-773407, Mobil: 0170-4047612
Homepage: www.ostseebad-cranz.de
E-Mail: KALUN@ostseebad-cranz.de
In Cranz: 007-9114653580
Kto.Nr. 810822700, BLZ 25070024

Im Winter

*Wenn daheim der Winter triumphierte
und die Traufe sich mit Zapfen zierte,
wenn der Frost die Scheiben blumig malte,
und der Hofhund vor dem Herd sich aalte,
wenn im Ofen knisternd Feuer flackte,
Mutter Äpfel in die Röhre packte,
wenn die Alten von den Ahnen sprachen,
Sag' und Spukgeschichten Bahn sich brachen,
wenn der Kirschkernelbeutel Betten wärmte,
Tante Ruth vom alten Reifrock schwärmte
beim Zusammensein von groß und klein,
war es immer schön zu Haus zu sein.*

Hannelore Patzelt-Hennig

— Leben und Arbeiten als Ärztin in Königsberg —

von 1945 bis 1947

3. Teil – Fortsetzung aus Folge 191, Seite 14

Dann fuhren wir voll beladen nach Königsberg zurück. Da ich in dem völlig zerstörten elterlichen Hof keine Spur meiner Angehörigen gefunden hatte, war ich tief niedergeschlagen. Die Arbeit im Krankenhaus brachte mich darüber hinweg. Durch die Bekanntheit meiner Anschrift in Prawten und Umgebung kamen zunächst ab und an, später öfter Bekannte aus unserer Gegend zu mir nach Königsberg. Dadurch hörte ich immer neue Einzelschicksale, Familientragödien und Dorfschicksale. Viele der eingelieferten Patienten aus unserer näheren Umgebung wurden, wenn es sich einrichten ließ, auf meine Station gelegt.

Es tauchten immer wieder Gerüchte auf. So hieß es plötzlich, meine Schwester sei in Neudamm gesehen worden. Ich zeigte ein Bild von ihr, und die Betreffenden meinten, sie könnte das Mädchen sein: Barfuß, verkommen, vor den Russen fortgelaufen. Daher wanderte ich mit den Schwestern aus der Kinderstation – wir waren gerade gegen Fleckfieber geimpft und hatten daher selber Fieber – gegen Abend nach Neudamm, klopfte überall, wo Menschen wohnten, an, zeigte das Bild und erhielt immer die gleiche Antwort: Es könnte das junge Mädchen sein, das sie gesehen haben. Aber wir fanden keine echte Spur. Niedergeschlagen kam ich ins Krankenhaus zurück und der Gedanke, die Schwester in der Nähe zu haben, aber nicht zu finden, belastete mich sehr über Wochen und Monate.

Im Herbst 45 kamen zu uns ins Krankenhaus zwei junge, noch nicht zwanzigjährige Mädchen. Sie waren aus Schlossberg geflohen, über viele Stationen bis nach Königsberg. Barfuß, zerlumpt, abgemagert, am ganzen Körper mit Eiterbeulen bedeckt und geschändet standen sie vor uns. Wir alle, die wir schon viel gesehen und gehört hatten, waren erschüttert bei ihrem Anblick.

In Schlossberg hatten sie zusammen mit anderen Frauen und Mädchen arbeiten müssen, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, meistens vor dem Pflug vorgespannt. Sie bekamen keine Verpflegung, suchten sich in Mieten Kartoffeln, Rüben, Wruken, oder aßen, was sie sonst fanden. Auch nachts kamen sie nicht zur Ruhe, wurden von herumziehenden russischen Horden oder auch von den russischen Posten vergewaltigt. Dieses Höllenleben wollten und konnten sie nicht weiter ertragen, flohen, ganz gleich wie es kommen sollte. Die Hölle haben sie auf Erden durchgemacht. Nun wurden sie bei uns aufgenommen, medizinisch versorgt, menschlich betreut, konnten in unserem Krankenhaus geschützt ausschlafen. Sie haben dann, als sie sich erholt hatten, als Helferinnen mitgearbeitet.

Vor russischen Festen mussten alle Deutschen Aufräumarbeiten auf der Straße leisten: Schutt wegräumen, die leeren Fenster- und Türhöhlen mit Ziegelsteinen ausfüllen, allen Schmutz und Dreck hinter die noch stehenden Fassaden werfen. So auch zum Revolutionstag der Russen (von 1917) zum

7., 8. und 9. November 1945. Es wurde über dem zerstörten Königsberg ein Feuerwerk abgebrannt. Zur Siegesfeier waren die Deutschen als Freiwild erklärt worden. Alle Frauen und Männer blieben in ihren Behausungen, versteckten sich, so gut sie konnten. Die Russen hatten aber schon vorzeitig - wie vor allen Festen - ihren Sold erhalten und den in Wodka umgesetzt. Es gab ein großes Besäufnis, die betrunkenen russischen Soldaten lagen in Uniform auf dem Straßenpflaster der Königstraße, um ihren Rausch auszuschlafen, aus Hosen- bzw. Jackentaschen sah man noch nicht geleerte Wodkaflaschen hervorragen.

Es gab um diese Zeit in Königsberg schon einen Tauschmarkt. Da wir ohne Bezahlung arbeiteten, und nur die 400 Gramm Brot und einen Teller Suppe täglich erhielten, suchten wir in den verlassenen Kellern, Wohnungen nach allem Tauschbaren: Haushaltsgegenstände, Kleidung jeglicher Art. Was zum Überleben nicht unbedingt notwendig war, wurde auf dem Markt gegen Lebensmittel getauscht. Die eine unserer Schwestern, die ihren Rucksack vor den Polen gerettet hatte, hatte darin ein hübsches Kleid, Schlafanzug usw. Auch diese Sachen wurden gegen Essbares eingetauscht. Aus gefundenen Wollresten strickten wir Handschuhe, Strümpfe und tauschten sie ein. Nicht nur die Deutschen tauschten dort, auch die Russen. Eine unserer Schwesternhelferinnen brachte an ihrem Geburtstag von solch einem Tauschgang einen Kohlkopf mit, der von einem über die Königstraße holpernden Lastauto gefallen war. „So ein Glück an meinem Geburtstag“, war

ihre Reaktion. Zur abendlichen Geburtstagsfeier erhielten wir jeder ein Stück des in Salzwasser gekochten Kohlkopfes, es schmeckte uns köstlich.

Im Herbst 1945 wurden in den Krankenzimmern eiserne Öfen mit Abzugsrohren durch die Fenster aufgestellt, aber das Brennmaterial musste selbst besorgt und angeschleppt werden. Viele Helfer, Hofarbeiter waren damit beschäftigt. Die Krankenzimmer waren dadurch „angenehm verschlagen“, d.h. nicht mehr ganz so eisig kalt. Zur Visite nahm ich eine Flasche mit heißem Wasser mit, um die Hände zu wärmen, bevor ich die Patienten berührte. Jahre später in Deutschland habe ich von einer ehemaligen Patientin, die mich über den Suchdienst gefunden hatte, ein Paar selbstgestrickte Fingerhandschuhe bekommen. In dem Begleitbrief schrieb sie, dass mir doch in Königsberg immer so die Hände gefroren hätten, darum dieser Gruß. Tief gerührt war ich darüber, die Handschuhe habe ich noch immer.

Auch die schwerkranken Patienten lagen nach wie vor zu zweit in einem Bett. Die Verpflegung: Weiterhin grobes Brot, Suppe aus Grütze oder Graupen, dazu Tee. Es gab keine Diät. Die Durchfallkranken, die Typhuskranken mit hohem Fieber mussten auch diese Kost essen. Die vielen verstorbenen Patienten wurden in unserem Krankenhaus registriert, aber als wir später aus Königsberg ausgewiesen wurden, durften wir keine schriftlichen Unterlagen mit ins Reich nehmen. So werden viele, viele Menschen nichts vom Verbleib ihrer Angehörigen erfahren haben.

Weihnachten 1945: Mit ein paar Tannenzweigen und Cuprexlichtern, etwas aufgespartem Brot und Tee in der Hand wanderten wir nach getaner Arbeit durch die Ruinen von der Yorckstraße am Landeshaus vorbei über die Prinzenstraße zum Keller des Elisabethkrankenhauses zur Mitternachtsmette. Die Feier im Kerzenglanz war überwältigend. Im Freundeskreis sangen wir Weihnachtslieder, die Gedanken gingen zu den Angehörigen, in die Ungewissheit. Wir sagten uns immer wieder: Hier ist unser Platz, hier werden wir gebraucht, es war unser eigener Wille, von Greifswald hierher zu gehen. Auch Silvester verbrachten wir im Freundeskreis im Gedankenaustausch.

Der Winter 1945/46 war kalt. Wir hatten in früheren Zeiten schon kältere Winter in Ostpreußen erlebt, aber so unterernährt, wie wir waren, empfanden wir ihn besonders hart. In unseren Unterkünften war es eisig kalt. Der Kachelofen in meinem Zimmer wurde nur abends geheizt. Holz brachten uns unsere Kollegen mit, das Holz verstauten wir unter dem Bett, damit es nicht entwendet wurde. Wenn sich das Zimmer erwärmte, begann das Holz abzutauen und es lief ein Bächlein. Auf dem Korridor stand ein eiserner Herd zur allgemeinen Benutzung, doch ich kochte, was ich zu kochen hatte, in meinem Ofenloch, um die Kochwärme gleich als Heizwärme für das Zimmer nutzen. Der Kochtopf stand direkt auf der Glut, der Boden des Topfes brannte rasch durch. An den Winterabenden saßen immer mehrere in einem Raum zusammen, um Brennmaterial und Licht in den anderen Behausungen zu sparen.

Wir sangen dann Volkslieder, denn was sollten wir erzählen? Erfreuliches gab es ja nicht zu berichten.

Damals schon waren von den Russen angeheuerte Spitzel im Hause. Wir kannten viele, doch nicht alle. Ein Kollege sagte: „Wenn ich Euch an einem Abend sage, heute wollen wir aus der Jugendzeit erzählen, dann wisst ihr Bescheid“. Die Stimmung war dann gedrückt, wir wussten, woran wir waren und sangen. Dieser Kollege hatte es dann nicht leicht, wenn er zu den Zwangsbesuchen zur NKWD (Staatssicherheitsdienst, Beamte mit der grünen Mütze) musste. Er konnte nichts anderes über uns berichten, als über unsere Jugenderinnerungen, keine Beurteilung von uns über die Lage geben. Dieser Kollege hat, soweit ich weiß, niemanden denunziert. Von anderen angeheuerten Spitzeln hielten wir uns, so gut es ging, fern. Wir mussten immer wieder unseren Lebenslauf schreiben und den Russen vorlegen. Wir schrieben jedes Mal denselben Wortlaut, kein Wort mehr, kein Wort weniger, dadurch konnten wir dann Nachfragen und Unannehmlichkeiten vermeiden.

Anfang 1946 sollte ein deutscher Intelligenzclub gebildet werden, es wurden Parolen ausgegeben, Versprechungen gemacht, doch von unserem Infektionskrankenhauses ist keiner in diesen Club eingetreten.

Ab 1946 durften unsere Toten nicht mehr im Landeshausgarten beerdigt werden. Es wurde dem Krankenhaus ein Friedhof vor dem Sackheimer Tor zugewiesen. Dorthin brachten die Totengräber unsere Toten, manchmal be-

gleitet von Verwandten, Bekannten oder Freunden. Ein Hügel wurde errichtet, ein Gebet gesprochen, ein paar Zweige oder Blumen niedergelegt. Doch wie entsetzt waren wir, wenn am nächsten Tage der Hügel durch eine Viehherde zertrampelt war, welche die Russen über den Friedhof getrieben hatten! Von unseren Totengräbern erfuhren wir auch, dass sie öfters einen Toten neben den Gräbern liegend gefunden hätten. Es waren Menschen, die sich, wohl den nahen Tod ahnend, noch bis zum Friedhof geschleppt hatten, um dort zu sterben. Wie ruhig lag doch dagegen der Landeshausgarten mit den Gräbern der 1945 verstorbenen Patienten im Schutze der russischen Patrouillen unseres Krankenhauses da!

Am 1. Mai 1946 ging die Militärverwaltung in Königsberg zu Ende, eine Zivilverwaltung wurde eingesetzt. Bis sich diese Übergabe vollzogen hatte, fühlte sich keine russische Verwaltung für unser Krankenhaus und seine Verpflegung zuständig. Elf Tage dauerte dieser Zustand. In dieser Zeit gab es für die etwa 1.600 bis 1.800 Patienten keine Zuteilung, kein Brot, nur ab und zu einen Sack Grütze oder Mehl. Es wurden Blättersuppen, mit Mehl oder Grütze angebunden, gekocht. Das war völlig unzureichend, obwohl wir auch in diesem Frühjahr wieder alles erreichbare Grünzeug und auch Wurzeln einsammelten, um die Nahrung mit Vitaminen anzureichern. Unsere Patienten kamen ja immer schon sehr geschwächt von dem monatelangen Hungerleben zu uns ins Krankenhaus. Sie konnten nur schwer genesen, es traten Hungerödeme auf, viele starben. Ab dem 12. Mai konnte

das Krankenhaus wieder regelmäßig Patientenverpflegung abholen, aber sie war weiter unzureichend, zu wenig Eiweiß.

Unsere Kleidung hatten wir nur durch alte, gefundene Kleider ergänzen können, die wir wuschen, änderten, flickten. Eine Nähnadel zu besitzen war schon ein Wert! Nun hörten wir, dass bei Karstadt große Kisten mit Baumwollgarn stehen sollten. Am Himmelfahrtstage 1946 machten wir uns zu fünft nach der Visite auf den Weg zu Karstadt. Wir hatten Werkzeuge mit, um die Kisten aufzubrechen, beobachteten die russischen Posten und warteten einen günstigen Augenblick ab. Aber wir machten es zu ungeschickt.

Als wir uns Garnrollen eingesteckt hatten, kamen die Russen und führten uns mit aufgepflanztem Gewehr ab zur Kommandantur. Auf der Kommandantur bat ich, die vier Schwestern freizulassen und mich zu behalten. Die Russen willigten ein und forderten die Schwestern auf, unseren Chef zur Kommandantur zu schicken. Prof. Starlinger kam, trug den Russen unsere prekäre Kleidersituation vor und das Ergebnis war: Der Chef und ich mussten versprechen, nicht mehr Garn zu entwenden. Wir erhielten dafür die Erlaubnis, für das Krankenhaus einen ganzen Leiterwagen voll Garn von Karstadt abzuholen. Ich war sehr betroffen, unseren Chef, der sich für alle unsere Belange immer einsetzte, in diese Situation gebracht zu haben; aber auch irgendwie erleichtert, dass jeder Mitarbeiter in unserem Krankenhaus fünf große Rollen Baumwollgarn erhielt. Aus diesem Garn strickten wir Pullover, Unterwäsche, Strümpfe usw.

In diesen Maitagen 46 bekam ich Besuch von einem Vetter zweiten Grades, der aus Dossitten stammte. Er war noch Jugendlicher, seine jüngere Schwester, seine Eltern waren auf dem elterlichen Hof umgebracht worden. Er hatte fliehen können, hatte sich einem evangelischen Pfarrer aus Königsberg angeschlossen, sie arbeiteten beide auf Sowchosen.

Meine Anschrift hatte er irgendwo unterwegs gelesen. Er besaß nur das, was er anhatte, dazu ein Beutelchen mit Salz. Ich konnte ihn mit Soldatenkleidung neu einkleiden, etwas zu essen geben. Er wollte wieder auf seine Sowchose nach Condehnen zurück. Ich riet ihm aber, nach Litauen zu gehen. Denn die

Litauer waren wie die Deutschen von den Russen geknechtet. Sie nahmen die Deutschen auf, ließen sie bei sich auf den Höfen arbeiten, gaben ihnen zu essen, das war eine Überlebenschance.

Viele unserer entlassenen Patienten sind nach Litauen gekommen und haben dort überlebt. Von diesem Verwandten habe ich allerdings nie wieder etwas gehört, auch nicht nach meiner Ausweisung aus Königsberg.

(wird fortgesetzt)

aufgeschrieben von
Frau Dr. Margarete Siegmund

Liebe Medenauer, liebe Nachbarn!

Auch der zweite Anlauf zu einem Medenauer Treffen ist geglückt und liegt schon wieder ein paar Wochen hinter uns. Es waren schöne Stunden, die wir beim frohen Plaudern und dem Austausch von Erinnerungen an früher miteinander beisammen gegessen haben.

Der Kreis der Teilnehmer war – bis auf zwei Landsleute – der gleiche wie im Vorjahr. Das Treffen begann am Freitag, den 26. August am Nachmittag mit einer kleinen Skatrunde. Am folgenden Samstag fanden sich die restlichen Teilnehmer so nach und nach ein. Am Sonntag, den 28. August löste sich der Kreis allmählich wieder auf.

Etwas Herausragendes gab es dieses Mal nicht zu besprechen. Dabei gewe-

sen sind: Günter Ernst, Elisabeth Roos, Margarete Fakundiny, Helga Schroht, Gisela Nehm mit Gatten, Reni und Jürgen Kinnigkeit. Organisator war wieder Louis-Ferdinand Schwarz. Ein jeder hat seine Erinnerungen an „Tohus“ etwas auffrischen können.

Im kommenden Jahr wollen wir uns wieder treffen und vielleicht auch ein paar neue Gesichter begrüßen können. Einen recht herzlichen Gruß an alle unsere lieben Heimattreuen, von Eurem alten Landsmann

Ernst Fechner
Eulengasse 7
51371 Leverkusen
Tel. 0214 – 226 41

Een Boot is noch buten

*Ahoi! Klas Nielsen un Peter Jehann!
Kiekt nach, ob wi noch nich to Mus sind!
Ji hewt doch gesehn den Klabautermann?
Gottlob, dat wi wedder to Hus sind!”
Die Fischer riefen’s und stießen ans Land
und zogen die Kiele bis hoch auf den Strand,
dumpf an rollten die Fluten;
Han Jochen aber rechnete nach
und schüttelte finster sein Haupt und sprach:
„Een Boot is noch buten!“*

*Und ernster keuchte die braune Schar
dem Dorf zu über den Dünen;
schon grüßten von fern mit zerzaustem Haar
die Frau’n an den Gräbern der Hünen.
Und “Kor!” hieß es und “Leiw Marie!”
“’t is doch man schön, dat ji wedder hie!”
Dumpf an rollten die Fluten.
“Un Hinrich, min Hinrich? Wo is denn dee?”
Und Jochen wies in die brüllende See:
“Een Boot is noch buten!”*

*Am Ufer dräute der Möwenstein,
drauf stand ein verrufnes Gemäuer,
dort schleppten sie Werg und Strandholz hinein
und gossen Öl in das Feuer.
Das leuchtete weit in die Nacht hinaus
und sollte rufen: O komm nach Haus!
Dumpf an rollten die Fluten.
Hier steht dein Weib in Nacht und Wind
und jammert laut auf und küßt dein Kind:
“Een Boot is noch buten!”*

*Doch die Nacht verrann, und die See ward still,
und die Sonne schien in die Flammen,
da schluchzte die Ärmste: „As Gott will!”
Und bewußtlos brach sie zusammen!
Sie trugen sie heim auf schmalem Brett,
dort liegt sie nun fiebernd im Krankenbett,
draußen plätschern die Fluten;
dort spielt ihr Kind, ihr „lütting Jehann”,
und lallt wie träumend dann und wann:
“Een Boot is noch buten!”*

Ein kleines Vermächtnis

Es ist nur eine kleine Scheibe, 0,75 cm dick, ca. 3,5 cm breit und 5,5 cm lang. Aber sie ist aus Bernstein. Sie ist eine von acht Scheiben, die von meinem Lebensgefährten Alfred Dumschat aus einem faustgroßen Bernstein gesägt wurden. Leider verstarb er, bevor er die Scheiben weiter bearbeiten konnte. Den Stein kaufte ich 2009 in Rauschen, als ich mit meiner Tochter Rita einen Heimatbesuch machte. Sie wollte so gerne sehen, wovon ich schon so viel erzählt hatte, wenn ich von jedem Heimatbesuch, in Bludau und dem ganzen Samland, wieder zurück kam.

Nun wanderten die acht Scheiben, mit vielen Sägeriefen, von hier nach da und von da nach hier, einen richtigen Platz fand ich für sie nicht. Acht schöne Bernsteinscheiben, honiggelb und ein bisschen marmoriert. Und zu nichts nütze? Viel zu schade um nur so von einer Ecke in die andere gelegt zu werden. Acht Scheiben.....ich habe doch acht Enkel schoss es mir durch den Kopf und alle haben noch ein viertel oder ein achtel Ostpreußenblut in den Adern. Und die Idee war geboren. Aber wie sie umsetzen? Oft hatte ich zugesehen, wie mein Lebensgefährte Bernstein bearbeitete. Er war auch Ostpreuße und welcher Ostpreuße kann nicht mit Bernstein umgehen? Also machte ich mich ans Werk, schliif an einem geeigneten Schleifstein die Riefen aus und brachte



ihn anschließend mit einer Wildleder-Polierscheibe auf Hochglanz. Zu meiner Überraschung klappte das sogar. Und was nun? So ein großes Ding hängt sich doch sicher keiner meiner Enkel, von denen sechs Jungen sind, um den Hals.

Da die alten Pruzzen dem Stein schon Heil und Schutz nachsagten, wäre er wohl gut als Schutzsymbol.

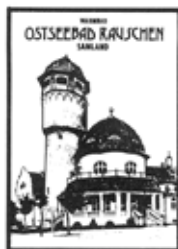
Im Internet fand ich die Graveurin Bianca Hollandt, die in die Scheiben schöne, kleine Schutzengelchen mit silberner Farbe und auf der Rückseite eine Widmung eingravierte. Die Arbeit, einfach große Klasse!

Zu den Scheiben verfasste ich noch ein Schreiben über Herkunft, Symbolik und den idealen Wert der Steine. Beides überreichte ich meinen Enkeln mit der Bitte, es sorgsam zu hüten und mit Informationen über die Familiengeschichte eines Teiles ihrer Vorfahren und deren Schicksal, an ihre Nachkommen weiter zu geben. Sie versprachen es.

Möge das Schutzengelchen immer und in jeder kommenden Generation seine Aufgabe gut erfüllen und seine Flügel über sie breiten.

Erika Wetzel
Am Schafkamp 3
27711 Osterholz-Scharmbeck
Tel. 04791 - 572 90

— Liebe Heimatfreunde aus Rauschen — und den Schulbezirken Craam, Georgenswalde und St. Lorenz!



Wir Samländer hatten Glück.

Nach all den Regentagen in Norddeutschland fand das Treffen der Heimatfreunde aus dem Kreis Fischhausen am 17. und 18. September bei herbstlichem Sonnenschein in der Kreisstadt Pinneberg statt. Zwei besondere



Der Tisch „St. Lorenz“ war am Samstag ausschließlich von Alexwangern besetzt.

Foto: priv.

Ereignisse standen in diesem Jahr auf dem Programm: Unser „Samländisches Heimatmuseum“ wurde nach zwei Jahren wieder eröffnet und wir hatten das Jubiläum der „60-jährigen Patenschaft des Kreises Pinneberg für den Kreis Fischhausen“.

Durch die Ansprachen, Grußworte und musikalischen Darbietungen blieb nicht allzu viel Zeit für die Unterhaltung. Auch ein Besuch im renovierten Heimatmuseum war wohl für alle Heimatfreunde selbstverständlich.

Wie schon im Jahre 2000 begonnen, wurde dort die Gestaltung von einer „Heimatstube“ zu einem „Samländischen Museum“ vollzogen, um auch Gästen, die keine Samländer sind, unsere Heimat attraktiv vorzustellen. Bewundert habe ich die Gruppe mit samländischen Trachten aus dem Nachlass von Hertha Tuschewitzki, die ihr Mann Wilhelm der Kreisgemeinschaft zur Verfügung stellte. Ebenso beeindruckend war die Vitrine mit Bernstein-Exponaten, die er als Leihgabe ausstellte.

Sicherlich wird über die gesamte Veranstaltung an zentraler Stelle in diesem Heimatbrief berichtet. Leider blieb mir aufgrund der genannten Gegebenheiten nicht allzu viel Zeit für Gespräche mit den Heimatfreunden aus unserem Bezirk.

Insgesamt nahmen aus „Rauschen und Umgebung“ 34 Heimatfreunde an dem Treffen teil.



Sabine Lüchau mit ihren Alexwangern beim gemütlichen Plachandern.

Foto: U. Nietzel

Dies ist vergleichsweise zu anderen Ortsgemeinschaften noch eine stattliche Zahl. Doch gemessen an früheren Jahren ist unsere Besucherzahl auf weniger als die Hälfte zurückgegangen.

Sehr erfreulich ist immer wieder der rege Besuch der Alexwanger, die mit elf Personen anwesend waren. Dadurch war die Gemeinde St. Lorenz mit 17 Teilnehmern am stärksten vertreten. Rauschen folgte mit acht, Georgenswalde/Warnicken mit fünf und Kraam/Plautwehnen und Posselau mit je zwei Heimatfreunden. Es führt sicherlich zu weit, hier alle Teilnehmer mit Namen aufzuführen. Nennen möchte ich aber einmal Christa Perkuhn, geb. Kranke aus Alexwangen (auf dem Foto die Dame mit hellen Haaren unter dem Fenster), die bei allen Beschwerden im Rollstuhl zu den Treffen kommt.

Wahrscheinlich ist allen Rauschnern die Schmiede Potreck in Erinnerung. Wir konnten den Enkel Wolfgang mit Frau begrüßen. Und hervorheben möchte ich auch den Besuch der Geschwister Lunau aus Plautwehnen. Die Familie beab-

sichtigt im nächsten Jahr wieder in die Heimat zu fahren. Bei dieser Gelegenheit wollen sie dem Kulturhaus in Kraam, das war früher die Schule, einige Unterlagen über die Geschichte des Ortes und der Schule mitnehmen. Ich werde alle Unterlagen, die mir bekannt sind, in einer kleinen Chronik zusammenfassen und zur Verfügung stellen. Besitzt jemand noch Klassenfotos oder Bilder von der Inneneinrichtung der Schule, die ich verwenden könnte? Dann bitte ich um baldige Zusendung. Die Rückgabe garantiere ich.

Soviel über das Heimattreffen 2011 in Pinneberg.

Ich setze nun meinen Bericht über die **Entwicklung von Rauschen** mit der Zeit nach 1900 bis 1910 fort.

Wenn sich bis 1900 nur renommierte Familien die Fahrt nach Rauschen in gemieteten Pferdewagen und Kutschen erlauben konnten, begann im Jahre 1900 mit dem Bau der Samlandbahn ein allgemeiner Aufschwung. Neben den Gästen, die mehrere Sommermonate in Rauschen blieben, konnten Ausflügler aus Königsberg ihre Reise ins Bad an einem Tag mit Rückfahrkarte genießen, wie das schon seit 1886 nach Cranz möglich war.

Der Bau der Samlandbahn von Königsberg bis Warnicken war besonders im Bereich von Rauschen



Die Bahnstrecke zwischen Karlsberg und Mühlenteich. Samml. Klemm



Das Hotel „Kurhaus“ Samml. Klemm

mit landschaftlichen Schwierigkeiten verbunden. Zunächst musste hinter dem Bahnhof (in den ersten Jahren gab es nur den Haltepunkt Ort) der Teichwald durchstochen werden, der sich vom Karlsberg zum Mühlenteich hinzieht. Der lockere Sandboden rutschte immer nach und behinderte den Gleisbau. Weiter westlich musste die Senke des Katza-Baches mit einem Brückenbauwerk überquert werden, bevor die Gleise etwa die Höhe von Rauschen-Düne erreichten. Die Strecke führte dann weiter über Georgenswalde nach Warnicken und wurde am 14. Juli 1900 eröffnet. Georgenswalde hatte damals nur einen Haltepunkt an der Gausupschlucht. Die Gäste, die zum Strand wollten, konnten beim Haltepunkt Rauschen-Ort aussteigen und hatten den weiten Weg bis zum Teich, dann hinauf zu Folchmanns Höh'

und über die Düne zur See zu gehen. Oder sie fuhren bis zur Gausupschlucht und hatten dort einen viel kürzeren Weg zum Strand. Das Gleisdreieck mit dem Anschluss nach Rauschen Düne und der dortige Bahnhof wurden erst 1906 gebaut.

Diese bequemere Anreise und der verbesserte Zugang zur See bewirkte auf der Stranddüne eine rege Bebauung. 1901 baute Frau Käthe Kaempf das Hotel „Kurhaus“ mit Restaurant, Logiergebäuden und einer großen Freifläche mit Pavillon. Es entstand neben dem Venuskessel oder Marstal, in dem später der Schlingelweg verlief. Dann baute Käthe Kämpf in der Nähe des späteren „Bahnhofs Düne“ das vom Strand weit hin sichtbare Hotel „Düne“. Die Gäste dieser Häuser hatten nun einen direkten



Die „Graf-Keyserlingk-Promenade“ am Strand. Samml. Klemm

Seeblick, aber dennoch den beschwerlichen Abstieg zum Strand. Typisch für diese Häuser sind die spitzen Türmchen. Viele langjährige Gäste blieben aber weiterhin den Wirtsleuten und den Hotels in Rauschen-Ort treu.

Die Strandberge an der Steilküste waren nur schwach bewachsen. Auf dem Plateau der Düne wurden Bäume gepflanzt. Das führte zu schattigen Bauplätzen, auf denen nun weitere Hotels, Pensionen und private Häuser entstanden. Ebenso bauten später dort gemeinnützige Vereinigungen ihre Heime.

In Rauschen wurde 1903 der „Verschönerungs-Verein“ gegründet, der die weitere Entwicklung auf Düne vorantrieb. Er wurde von dem Königsberger Arzt Dr. Ebner geleitet und Carl Kühn war der

Schatzmeister. Carl Kühn war aus der Firma „Erstes Ostpr. Waren-Versand-Haus“ Berding & Kühn in Königsberg ausgeschieden, baute in Rauschen-Düne die Villa Kühn und verlebte in Rauschen seinen Ruhestand. Ihm ist ein umsichtiges Erkunden und Erschließen des Terrains, die Anlage von Wegen und das Aufstellen von Bänken zu verdanken.

1904 wurde die Graf-Keyserlingk-Promenade am Strand gebaut, benannt nach dem damaligen Landrat des Kreises Fischhausen. Zuvor war die Strandpromenade ein festgetretener Sandweg, den ein Geländer gegen den tiefer liegenden Strand absicherte. Im Marstall wurde nach dem Plan von Bauinspektor Klinker von Königsberger Pionieren ein befestigter Weg zum Strand angelegt,

der Schlängelweg. Zu Klinkes Ehrung wurde auf dem Gelände des Kurhauses ein Gedenkstein aufgestellt. Am Ende des Schlängelweges wurde 1908 der 75 Meter lange, in die See führende Seesteg gebaut.

Am 2. August 1903 hielt die evangelische Gemeinde den ersten Gottesdienst in Rauschen. Er fand in den Kolonnaden des Kurhauses statt und wurde von Pfarrern gestaltet, die in Rauschen ihren Urlaub verbrachten. Rauschen gehörte zum Kirchspiel St. Lorenz, doch der über drei Kilometer weite Weg dorthin war besonders den Badegästen zu weit. So entwickelte sich erst einmal diese Dependence mit dem Wunsch nach einer eigenen Kirche in Rauschen. Es wurde der „Verein zur Fürsorge für die Einrichtung evangelischer Gottesdienste

in Rauschen“ gegründet, der Spenden für den Bau einer Kirche sammelte. Der Schatzmeister auch dieses Vereins war Carl Kühn. August Honig, der Mitinhaber der Königsberger Baustoff-Handlung „Honig&Haurwitz“, stiftete ein Gelände auf einer Anhöhe im Zauberwald (so wurde das bewaldete Gebiet nördlich der Sassauer Straße genannt). Auf diesem Areal wurde nun nach Entwürfen der Architekten Kuckuck und Wichmann mit dem Geld aus den Spenden die Kirche gebaut. (siehe Foto auf der folgenden Seite). Der in Rauschen lebende Kunstmaler Prof. Adolf August Hering stiftete das Altarbild. Die Kirche wurde am 7. Juli 1907 mit einem Festgottesdienst eingeweiht.

Ebenfalls 1907 wurde mit dem Bau des Gebäudekomplexes Warmbad-Wasserturm-Gemeindeamt und Elektri-



Der Schlängelweg 1908 Samml. Klemm



Die neu erbaute evangelische Kirche

Samml. Klemm

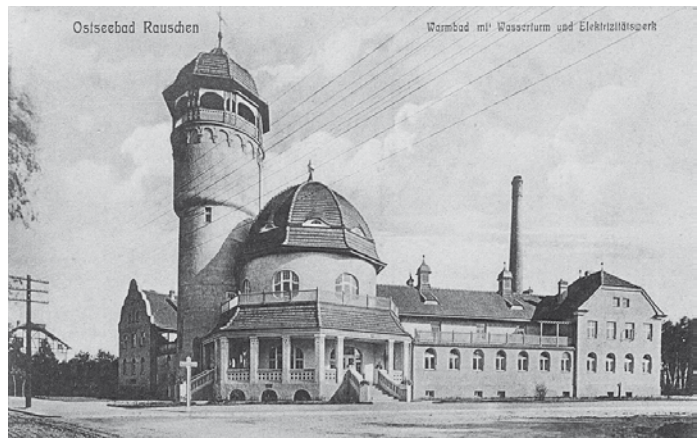
häuschen am Teich zu einem leistungsfähigen Pumpenhaus umgebaut worden.

Über die Einrichtungen des Warmbades habe ich in Samlandbrief, Folge 175 berichtet. Im Obergeschoss dieses Traktes an der Warmbadstraße befand sich die Gemeindeverwaltung. Dahinter im Hof – auf dem Bild nur an dem Schornstein zu erkennen – stand das Kraftwerk für die Wärme- und Stromerzeugung.

Von hier aus wurden die Häuser und Straßen in Rauschen mit Strom für die Beleuchtung versorgt.

Diese kommunalen Leistungen für die Infrastruktur des Ortes und für das Wohlbefinden der Gäste förderten den Bau von zahlreichen weiteren Hotels und von Privathäusern. Die Zahl der Gäste

zitätswerk unter der Leitung des Architekten Otto Walter Kuckuck begonnen. 1908 konnten diese Gebäude mit ihren Einrichtungen in Betrieb genommen werden. Der ca. 50 m hohe Wasserturm hat einen Arkadenabschluss mit Aussichtsplattform. Im Turm befinden sich Behälter für das Seewasser des Warmbads und für die Wasserversorgung des Ortes. Durch weit in die See ragende Rohrleitungen wurde das Seewasser in den Turm gepumpt und konnte von dort – dann erwärmt – in die Wannen fließen. An die Wasserversorgung des Ortes waren sämtliche Grundstücke angeschlossen. Dieses Süßwasser kam aus ergiebigen Quellen am Mühlenteich und wurde von dort in den Turm gepumpt. Dafür war das alte Wasch-



Das Warmbad mit Wasserturm und Kraftwerk

Samml. Klemm

nahm von 1.150 im Jahre 1900 auf 3.175 im Jahre 1909 zu. Hatte Rauschen 1900 ca. 40 Häuser, so waren die Bauten bis 1910 auf ca. 200 hochgeschneit.

Bis zum 1. Weltkrieg ging die rasche Entwicklung weiter, stagnierte dann und setzte sich erst in den zwanziger Jahren fort. Darüber erfahren Sie mehr im nächsten Heimatbrief.

Möge die Adventszeit Sie zu einem gesegneten und frohen Weihnachtsfest geleiten. Für den Rest des Jahres und für das Jahr 2012 wünschen wir Ihnen gute Gesundheit.

Mit heimatlichen Grüßen

Euer Hans-Georg Klemm
Sudetenstr. 11
91080 Uttenreuth
Tel.: 09131-58489
E-Mail: H-G.Klemm@gmx.de

und

Marion Gehlhaar
Isestr. 57
20149 Hamburg
Tel. 040-476 070
E-Mail: mariongehlhaar@alice-dsl.net

Weihnachtserinnerungen

von Erika Wetzel



*Immer zur Weihnachtszeit gehn sie zurück,
die Gedanken, an Zeiten voll Glück.
Das waren die sorglosen Kinderjahre,
die voller Geheimnis und Spannung waren.
Wird mein Wunsch sich diesmal erfüllen,
den ich lange hegte und hoffte im Stillen?
Wer gedenkt nicht gerne der schönen Zeit,
liegt sie auch schon zurück so weit?
Wer vergisst seine erste Puppe schon,
oder die Eisenbahn für Vater „und“ Sohn?
Oder das Steckenpferdchen aus Holz,
auf dem man durchquerte die Wohnung stolz?
Oder den kleinen Leiterwagen,
auf dem die Kekse gestapelt lagen?
Des Weihnachtsmannes bekannten Ton?
Hörte ich diese Stimme nicht schon?
Und seine blanken Stiefel da,
hat nicht solche auch der Papa?
Aber das ist ja im Grunde egal,
Hauptsach: Er kommt nächstes Jahr noch mal!*

*Bergknappen sind wir am Ostseestrand,
Tief graben wir in den blauen Sand.
Pickel und Grubenlicht brauchen wir nicht,
Frei schaffen wir in der Sonne Licht,
Im Bernsteinland am Ostseestrand,
Glück auf! Wir graben das Gold!*

Margarete Kudnick

Dieses Lied von Margarete Kudnick stammt aus der Bernsteinkantate, die von Herbert Brust vertont wurde. Er hat ihre zwei Auführungen in Königsberg leider nicht erlebt. Sein Ostpreußenlied ist uns aber unvergessen.

Palmnicken lebte vom Bernstein

Wie fast alle Palmnicker, bis auf selbstständige Handwerker und Lehrer, arbeiteten die Männer aus dem Dorf im Bernsteinwerk oder auf den Domänen, die auch zur Preussag AG gehörten. Mein Vater war von Beruf Schlosser und arbeitete als Schweißer in der Schlosserei. Da er im Akkord arbeitete und auch Überstunden machen konnte, verdiente er ganz gut. Sein Vorgesetzter, Herr Tesch, kam eines Tages zu ihm und machte ihm den Vorschlag in die NSDAP einzutreten, wenn er seinen gut bezahlten Arbeitsplatz behalten wolle. Mein Vater lehnte das entschieden ab und Herr Tesch machte ihm dann den Vorschlag den Segelfliegern beizutreten. Das würde auch genügen.

Mein Vater nahm den Vorschlag an und war dann ein, wenn auch nicht begeistertes Mitglied der NSFK – das hieß

Nationalsozialistisches Fliegerkorps, damals mit K geschrieben. Das hatte mit der Partei außer dem Namen NS nichts weiter zu tun. Er ging nun regelmäßig zum Basteln und Werken runter zu einem Gebäude an der Anna-Grube, wo die Segelflieger ihr Domizil hatten und brachte ganz stolz einmal ein kleines, selbst gebasteltes Segelflugzeug nach Hause. Viele junge Leute gehörten früher zu den Segelfliegern und sind auch selbst geflogen.

Viele junge Mädchen arbeiteten in der Manufaktur oder im Sortiersaal, verheiratete Frauen arbeiteten damals kaum. Meine Mutter hat während der Kurzarbeiterzeit, das war so um 1932 herum, zu Hause Bernstein gelesen. Das heißt: Sie hat zu Hause Bernstein sortiert, um ein bisschen dazu zu verdienen, denn von nuscht kommt nuscht. Um nach Jahren der Kurzarbeit den Menschen wieder volle Arbeit zu beschaffen, wurden nach der Machtübernahme durch Hitler außer

Schmuck noch tausende Winterhilfsabzeichen angefertigt, die dann an die Bevölkerung in ganz Deutschland verkauft wurden oder gekauft werden mussten. Der Erlös war zur Unterstützung armer, kinderreicher Familien gedacht. Als der Krieg ausbrach, mussten viele verheiratete Frauen arbeiten gehen, aber sie taten es nur unter Protest. Eine Frau gehörte an den Herd und musste für die Familie da sein! Viele Mädchen mussten

damals nach Powayen fahren und dort in einer Munitionsfabrik arbeiten und die Hausfrauen gingen an ihrer Stelle in die Manufaktur.



Unser Nachbar Hans Baumeister machte eine Nebenarbeit. Er fertigte zu Hause Bernstein-Stehlampen an. Das waren pilzähnliche Lampenschirme, in denen große, möglichst klare Bernsteinstücke eingelegt waren. Sie wurden mit seetangähnlichen Gebilden belegt und der ganze Schirm dann geschwärzt. Sie sahen sehr schön und edel aus, besonders mit Beleuchtung und waren natürlich wertvoll und teuer. Ernst Giesebrecht, Sohn vom Ingenieur Giesebrecht – allen Palmnickern ein Begriff – erzählte mir, dass vor seiner Haustür hier in Westfalen eines Tages solch eine Lampe gestanden hat. Der Besitzer hätte sich nie gemeldet, so dass er sich bei ihm nicht bedanken konnte. Wer mag das wohl gewesen sein?



Die Bernstein-Seejer, über den Krieg gerettet und noch immer im Gebrauch.

Am ersten Mai 1939 wurde mein Vater für 25 Jahre treue Dienste von der Pr. Bergwerks und Hütten AG geehrt und erhielt eine schöne Bernsteinuhr als Geschenk. Auf der Rückseite der Uhr steht eine Widmung:

FRITZ WITTKÉ

Für 25 jährige treue Dienste

Pr. Bergwerks und Hüttenagentur

Zweigniederlassung Königsberg 1.Mai 1938

Mein Vater hätte auch stattdessen eine goldene Taschenuhr haben können, aber er wählte die Bernsteinuhr (wahrscheinlich Muttchens Wunsch), denn sie

prangte für alle Besucher sichtbar auf der Anrichte. Nun hatten wir neben der Standuhr noch eine zweite SEEJER zum Vorzeigen.

Zu Hitlers Zeiten wurde der Tag der Arbeit, also der erste Mai, auch groß gefeiert. Es wurde geflaggt. Überall an den Häusern und in Vorgärten hingen an den Masten Hakenkreuzfahnen. Das Flaggen war sehr wichtig und wer keine Fahne hängen hatte, wurde von den Parteimitgliedern schief angesehen. Meine Großeltern hatten kurz nach dem Umschwung noch eine schwarz-weiß-rote Fahne hängen, aber die wurde dann verboten und sie hingen keine andere mehr auf.

Am ersten Mai wurde auf der Festwiese am Schlosshotel angetreten zur Kundgebung. Neben den Belegschaftsmitgliedern des Werkes, den Bergleuten in ihrer schmucken Bergmannsuniform, erschienen die Parteimitglieder auch in ihren Uniformen und auch wir kleinen Gnosen von der Hitlerjugend waren dabei.

Nach einer langen Rede von einer mir nicht mehr bekannten Person (ich habe rumgehört bei den Palmnickern, aber niemand weiß, wer damals immer geredet hat, also kann es nicht so bewegend gewesen sein), wurden das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied von der

Bergwerkskapelle gespielt. Wir haben dazu gesungen und mussten während der ganzen Zeit den rechten Arm heben. Das war ziemlich anstrengend und wir waren froh, wenn einer vor uns stand und wir den Arm auf seine Schulter ablegen konnten. Der Fanfarenzug der HJ spielte dann auch noch seine Stücke, die man heute noch bei den Karnevalsumzügen hört. Wie dann weiter gefeiert wurde, weiß ich leider nicht mehr. Alle noch lebenden Palmnicker, die ich befragte, verwechseln die Maifeier mit dem großen Bergfest im Sommer, das allen in guter Erinnerung ist.

Aber ich wollte eigentlich noch von der Bernsteinuhr erzählen. Als die Rote Armee am 15. April 1945 in unserem Ort einzog, war das erste Wort, das wir von den Russen hörten: Uhri, Uhri! Wir saßen in einem Stollen, den mein Großvater und sein Freund Mehlfeld gebaut hatten, unterhalb vom Sportplatz und nun: Uhri, Uhri. Die ersten Uhren waren futsch. Zu Hause angekommen, versteckte meine Mutter als erstes die Bernstein-Seejer und rettete sie so bis zu unserem Rausschmiss Ende Oktober 1947. Der Rausschmiss kam völlig überraschend für uns. Wir waren gar nicht für diesen Transport eingeteilt, aber die Geschichte ist zu lang, um sie jetzt zu erzählen, warum wir plötzlich nachts rausgeschmissen wurden. Muttchen war aber sofort, als sie von dem Transport hörte, alarmiert und geistesgegenwärtig hatte sie den Einfall, die Uhr, einige Schmückstücke, sowie ein Milchkännchen in Gestalt einer Kuh mit dem Bild von Palmnicken, in ein Zudeck zu wickeln, das Ganze in einen Kartoffelsack

zu stecken und mit starkem Bindfaden zu zunähen.

Nachts ging es dann los nach Königsberg mit dem Zug. Dort mussten wir über die Schienen laufen zu einem Gebäude, wo wir gefilzt wurden. Auf dem Marsch über die Schienen hieß es immer: „Dawai, dawai!“, so dass man dort schon einiges an Gepäck abwarf, um schnell mit den anderen mitzukommen. Man hatte Angst, die Abfahrt des anderen Zuges ins Reich zu verpassen. Viel konnte man ja nicht tragen, aber unseren Sack warfen wir nicht ab. Bei der Kontrolle in dem Bahnhofsgebäude wurde uns noch einiges abgenommen, so unter anderem unser Familienbuch, Fotos, Sparkassenbuch und ein mir wertvolles Buch, das ich gerne behalten hätte. Zum Glück brauchten wir nicht den Sack zu öffnen, so dass wir das Wertvollste in den Zug mitnehmen konnten und brachten alles auch heil bis zu unserem neuen Zuhause, hier in Westfalen. Der Transport war damals neun oder zehn Tage unterwegs bis Berlin. Wir waren in Güterwagen untergebracht und schliefen auf dem Boden. Den wertvollen Sack benutzten wir als Kopfkissen.

Heute steht die Uhr bei mir auf dem Schrank und wird von meinen Besuchern stets bewundert.

Palmnicken heißt heute Jantarni, was so viel wie „Bernsteinort“ bedeutet. Es wird immer noch Bernstein gefördert, aber auf eine andere Art. Wenn man sich den Tagebau ansieht und die Förderung der blauen Erde, ist es einem alten Palmnicker kaum verständlich, was die Russen dort machen. Auf jeden Fall

lebt Palmnicken heute nicht mehr vom Bernstein. Die Zeiten sind vorbei. Die Manufaktur, die sich ein paar Jahre auf dem Gutsgelände befand, hat geschlossen. Vielleicht findet sich aber wieder jemand, der den Mut und das Geld hat, neu anzufangen.

Das alte Jahr ist nun fast zu Ende und es wünscht Euch eine schöne Winter- und Weihnachtszeit und ein gesundes neues Jahr

Eure Marjell aus Palmnicken
Hanni Lenczewski-Wittke
Hummelstück 29
58762 Altena
Tel. 02352 - 52 668

„Und grüß alle, die auf Schlorren triffst.“
sagt Hilde Neumann - Kochanowski,
heute 94 Jahre alt. Aber wen trifft man
schon auf Schlorren? Ich grüße aber auch
alle ohne Schlorren.

— Vorweihnachtszeit für Witwen und Waisen 1942 —

Es war um die Weihnachtszeit 1942 oder 43. Mein Vater war im März in Russland am Wolchow gefallen. Die Partei hatte den Auftrag, sich um die Kriegerwitwen zu kümmern. Mutter wurde mit uns, ihren drei kleinen Kindern eingeladen. In Dirschkeim (Flughafen) wurde ein bunter Abend veranstaltet. Ich als Ältester durfte auch mit. In einer Flugzeughalle war mit Zeltplanen ein Raum abgeteilt. Es gab da Tische, Stühle, eine Bühne und etwas zu essen. Mich interessierte aber viel mehr, was außerhalb dieser Halle hinter dem Vorhang war: Flugzeuge! Mutter wurde ärgerlich: „Kuck da nicht immer so durch die Ritzen, pass lieber auf, was da auf der Bühne ist.“

Da spielten zwei Soldaten ein Theaterstück. Einer sang immer: Morgenrötchen, Morgenrötchen, morgen gibt's Marmeladenbrötchen. (Später verstand ich den Gesang so: Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.) Der andere Soldat meinte, das kannst du doch hier nicht singen. Der Verfressene aber

meinte, wenn er nur laut genug sänge, bekäme er schon sein Marmeladenbrot. Mit Autos wurden wir nach dem bunten Abend wieder nach Sorgenau gebracht.

Eine Woche später, vielleicht am zweiten Advent, war eine Feier im Schlosshotel in Palmnicken. Der Saal war voller Gäste. Mutter sagte später, sie hätte nicht geglaubt, wie viele Witwen es zu der Zeit schon in Sorgenau und Palmnicken gab.

Alles war festlich geschmückt und ein riesiger Weihnachtsbaum stand im Saal. Ein Weihnachtsmann, der Geschenke verteilte und vor dem ich Angst hatte. Es waren damals allerhand Pakete und Pacheidels, die wir drei Jungen vom Weihnachtsmann bekamen. Auf dem Nachhauseweg halfen uns sogar einige BDM-Mädchen tragen. Meins habe ich selbst getragen, weil ich Angst hatte, dass es mir geklaut wird, aber was drin war, habe ich leider vergessen.

Eckard Kranke
Braaklandsweg 17
28 259 Bremen

Winter 1945/46 in Sorgenau

Frostig und mit viel Schnee, so wie damals immer die Winter in Ostpreußen waren. Manchmal war sogar die Haustür, die nach außen aufging, zugestiebt. Also mussten sich die Erwachsenen richtig rauszwängen. Als Kind passte ich damals aber gut durch den Ritz.

Draußen, es war schon hell, habe ich erst mal zu den Nachbarhäusern, bei Schocks oder bei Karschau nachgesehen, ob wo ein Schornstein raucht. Da bin ich dann mit einer Hand voll Pulverstangen (aus Munitionsbeständen) hingerrannt, um Feuer für unsere Familie zu bekommen.

Wie ein Olympischer Fackelläufer bin ich dann mit einer brennenden Pulver-

stange in der Hand zurück nach Hause gerannt. Rechtzeitig, bevor sie ausbrannte, wurde die nächste angezündet. Oft fiel das Ganze auch in den Schnee, aber so leicht gingen die Dinger ja nicht aus.

Mit der Zeit erlangte ich auch einige Geschicklichkeiten im Fackellauf. Zu Hause hatte die Mutter im Herd schon alles vorbereitet, um Feuer zu machen. Aber viel zum Kochen hatten wir nicht. Ein paar gefrorene Rüben nur. Aber es war etwas Warmes im Bauch und Wärme war wichtig und nicht nur damals.

Eckard Kranke
Braaklandsweg 17
28259 Bremen

Erinnerungen an Weihnachten in der Heimat

Sch erinnere mich noch sehr gut an die Weihnachten meiner Kindheit in Ostpreußen. Mein Elternhaus stand in Bardau, einem kleinen Dörfchen bei Palmnicken im Königsberger Gebiet.

Schon am 5. Dezember bekam man eine Ahnung des Geschehens der kommenden Zeit. Wir Kinder stellten an diesem Abend unsere Schuhe vor die Haustüre und hofften, dass der Nikolaus sie füllen möge. Aber nur in sauber geputzten Schuhen konnte man am nächsten Morgen Überraschungen, bestehend aus Äpfeln, Nüssen und Pflastersteinen, einer Art Gewürzplätzchen finden. Überraschungen ganz anderer Art erlebten Kinder, deren Schuhe nicht den Sauberkeitsvorstellungen entsprachen. Diese

Schuhe waren nämlich leer! Gesehen hat den Nikolaus natürlich niemand.

In der ersten Dezemberhälfte wurde ein Schwein geschlachtet und für uns Kinder waren dabei Handlangerdienste auszuführen und man bekam von der Wurstsuppe und den darin gekochten Würsten und Fleischstücken zu essen.

In den Tagen bis zum Heiligabend wurde von Mutter Weihnachtsgebäck in vielerlei Arten angefertigt. Besonders in Erinnerung ist mir Königsberger Marzipan, eine ostpreußische Spezialität, die unter großem zeitlichem Aufwand hergestellt wurde. Auch die verwendete Marzipangrundmasse wurde von Mutti und der bei uns wohnenden Oma aus gemahlenden Mandeln und Nüssen

nebst anderen Zutaten fabriziert. Gebäcker wurde im Backrohr eines riesigen gemauerten Herdes in unserer Küche. Zu unseren Aufgaben gehörte es, das nötige Brennholz aus der Holzlege heranzuschaffen. Beim Backen durften wir Kinder zusehen und bekamen eine Kostprobe, wenn eines der zarten Gebilde zu Bruch ging.

Den Christbaum, der einen Tag vor Heiligabend aus dem nahen Wald geholt wurde, bekamen mein Bruder und ich nicht vor der Bescherung zu sehen. Er wurde am Vormittag in Omas Zimmer geschmückt, wo er bis zum Abend verblieb.

Am späten Nachmittag durften wir mit Mutti und Oma am Weihnachtsgottesdienst teilnehmen. Dazu kämpften wir uns durch hohe Schneewehen, Kälte und meistens starken orkanartigen Wind von der nur in geringer Entfernung befindlichen Ostseeküste in die Kirche im etwa 2 Kilometer entfernten Palmnicken.

Wegen der zum Zeitpunkt des Kirchgangs bereits herrschenden Dämmerung und der absoluten Dunkelheit beim Heimweg hatten Oma und Mutti jede eine Sturmlaterne mit brennender Kerze dabei. Einmal kann ich mich erinnern, dass auf dem Nachhauseweg der starke von der Ostsee hereinziehende Sturm die beiden Laternen ausblies und es trotz aller Bemühungen den beiden Frauen nicht gelang, die Kerzen wieder anzuzünden, bis die mitgeführten Streichhölzer alle verbraucht waren.

Damit waren wir gezwungen, den Weg durch starkes Schneetreiben und ausge dehnte Verwehungen in eisiger Kälte und tiefster Finsternis zurückzulegen. Das war für meinen Bruder und mich mit etwa fünf und sechs Jahren ganz schön anstrengend.

Im Gottesdienst wurden zu den Gebeten und der Predigt des Pastors die schönsten Weihnachtslieder, wie „Es ist ein Ros entsprungen“ oder „Macht hoch die Tür“ gesungen. Diese Lieder kann ich heute noch auswendig. Zum Abschluss der Feier ertönte dann zu den Klängen der Orgel „Stille Nacht, Heilige Nacht“.

Auf dem Heimweg spekulierten wir Kinder über die uns erwartenden Weihnachtsgeschenke. Manchmal, wenn es die Witterung zuließ, sangen wir mit Mama noch mal die in der Kirche zuvor gehörten Lieder. Oma beteiligte sich dabei nicht, da sie nicht so gut singen konnte.

Während wir im Gottesdienst waren, hatte ein fleißiger Hausgeist den geschmückten Weihnachtsbaum in die Stube gerückt, die Kerzen angezündet und unsere „bunten Teller“, mit Obst und Gebäck gefüllte Weihnachtsteller, darunter gestellt. Erwartungsvoll saßen wir dann davor und lauschten aufgeregt, bis es heftig und laut an die Haustüre pochte. Es kam der Weihnachtsmann in roter Kutte und mit lang wallendem weißen Bart herein. Er wurde damals schon in meiner Heimat als Weihnachtsmann bezeichnet und war auch damals schon so gekleidet wie sein in späteren Jahren



aus Amerika zugewanderter Bruder Santa Claus. Die Benennung St. Nikolaus oder heiliger Nikolaus habe ich erst später in Bayern kennen gelernt.

Anfangs war ich von dem in Bayern üblichen Verlauf des Heiligen Abends enttäuscht, weil ich geglaubt hatte, dass auch hier der Weihnachtsmann zur Bescherung erscheinen würde und nicht St. Nikolaus mit Knecht Ruprecht schon am 5. oder 6. Dezember.

Erst wurden meinem Bruder und mir unsere Schandtaten des Jahres vorgehalten, dann mussten wir ein Gedicht oder ein Lied vortragen. Endlich, nach Ermahnungen und manchmal auch leichten Hieben mit der Rute, öffnete der heilige Mann seinen Sack und teilte bescheidene Geschenke aus.

Mein schönstes Weihnachten war, als Vater, der damals schon beim Militär war, über die Feiertage Urlaub bekam und bei uns sein konnte.

Nach der Bescherung wurde am festlich gedeckten Tisch zu Abend gegessen. Da gab es traditionell „Schwarzsauer“, ein süß-saures Gericht, das aus dem Blut der für nächsten Tag vorgesehenen Weihnachtsgans mit Backpflaumen und anderem Trockenobst, sowie wohl-schmeckenden Kräutern und Gewürzen gekocht wurde. Als Beilage reichte man „Keilchen“, eine Art kleiner Klößchen oder Nocken aus dick angerührtem Pfannkuchenteig.

Am Weihnachtsfeiertag wurde schon sehr früh die mit Äpfeln und Majoran gefüllte Gans in den Ofen geschoben und von Oma, deren Spezialität dies war, mit möglichst geringer Hitze langsam

gebraten. Als Beilagen gab es Rotkohl, also Blaukraut und Kartoffeln dazu.

Nachmittags spielten wir Kinder mit unseren Weihnachtsgeschenken oder vergnügten uns mit Nachbarskindern bei einer Schlittenfahrt. Mit von der Partie war da auch immer meine beste Freundin Edith, die ich 1947 bei der Ausweisung aus der Heimat aus den Augen verlor und erst 2005 nebst vier Cousins, alle quer über Deutschland verteilt, wieder fand.

1945 kam mit der Besetzung Ostpreußens durch die Russen das jähe Ende meiner wunderbaren Kinderzeit. Sicher wussten wir, dass Krieg herrschte, doch waren wir bis dahin nicht unmittelbar davon betroffen. Im April waren die Besatzer im Königsberger Gebiet eingezogen und hatten fast die gesamten Palmnicker Einwohner in einem Treck auf die Kurische Nehrung geschickt. Von diesem Marsch konnten wir erst im August des Jahres zum Teil schwer erkrankt wieder in unsere total ausgeplünderten und demolierten Wohnungen und Häuser zurückkehren. Kurz darauf starb meine Mutter im Alter von nur 36 Jahren. Sie war, wie so viele andere Menschen aus der Gegend, ein Opfer der herrschenden verheerenden Typhusepidemie geworden. Ich war damals zehn Jahre, mein Bruder elf Jahre.

Das Weihnachtsfest 1945 war das traurigste meines Lebens. Wir waren nur noch zu dritt. Unsere Oma, die uns nach Mamas Tod versorgte, mein Bruder und ich. Unsere Trauer um Mutti war noch ganz frisch. Es gab keinen Christbaum, es gab keinen festlichen Weihnachtsgottesdienst mit feierlichen Liedern und Orgelklängen. Durch die Besatzer

waren alle kirchlichen und weltlichen Versammlungen verboten.

Wir hatten gewaltigen Hunger. Essbares war nicht aufzutreiben und nicht nur wir, auch die gesamte Bevölkerung Palmnicksens und der ganzen Gegend ernährte sich zu der Zeit von den Küchenabfällen der Russen. Bis zuletzt hatte ich an diesem Heiligabend gehofft, der Weihnachtsmann würde doch noch kommen und uns wenigstens etwas Essbares bringen. Das Einsehen, dass da nichts kam, war für mich sehr schlimm. Auch das Weihnachtsfest 1946, mein letztes in der alten Heimat verlief ähnlich traurig und einsam. Wir hatten schon das ganze Jahr über sehr unter den Schikanen der Besatzungsmacht zu leiden. Dies steigerte sich gegen den Winter noch bis zur Unerträglichkeit.

Im Herbst 1947 wurden alle noch in meinem Dorf Bardau lebenden Einheimischen mit den übrigen Deutschen aus Palmnicken und der näheren Umgebung in Richtung des ehemaligen Deutschen Reiches abgeschoben. Wir landeten im Lager Kitchenssee in der Nähe von Berlin. Von dort aus konnte Oma unseren Vater ausfindig machen, der von der Wehrmacht her in München stationiert war. Er hatte, als er von Muttis Tod erfuhr, wieder geheiratet und war bei Kriegsende in München geblieben. So kam es, dass wir nach Überwindung zahlreicher bürokratischer Hindernisse am 6. Dezember 1947 in der Münchener Ohlmüllerstraße ankamen. Leider stellte sich sehr schnell heraus, dass die neue Frau meines Vaters eine böse Stiefmutter war, die uns nicht aufnehmen wollte und uns am liebsten wieder ins Lager zurückgeschickt hätte.

Die dann kommenden Weihnachtsfeste waren alle nicht mehr so feierlich und schön, wie die meiner Kindheit.

Wir hatten sehr unter den Launen der bösartigen Frau zu leiden, gegen die sich mein Vater nicht durchsetzen konnte. Oma, die eine sehr starke Frau war und uns, obwohl sie im Krieg alle ihre sechs Kinder verloren hatte, so sehr gut betreut und uns schließlich wieder unserem Vater zugeführt hatte, unsere gute alte Oma hatte man ganz schnell in ein Altenheim bei Bad Tölz abgeschoben. Wir waren also ganz der Willkür unserer Stiefmutter ausgesetzt und mussten da einiges über uns ergehen lassen.

Erst als ich später verheiratet war und eine eigene Familie hatte, konnte ich wieder schöne Weihnachtsfeste im Kreise meiner Lieben feiern, an die ich mich auch heute noch gerne erinnere.

Jetzt freue ich mich schon lange vorher auf das schönste aller Feste. Schon im November beginne ich mit meinem jetzigen Mann – ich wurde 1971 Witwe – die Wohnung erst adventlich und dann später weihnachtlich zu schmücken und wir versuchen gemeinsam, Königsberger Marzipan herzustellen, wie ich es aus meiner Kindheit im Elternhaus kenne. Stets denke ich dabei an die wunderbarsten Weihnachten, die Weihnachten der Kindheit in meiner Heimat Bardau - Palmnicken im ostpreußischen Samland zurück.

Helga Gruber
Triester Straße 5
81669 München
Tel. 089 – 68 01 98 54